

Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft e.V. 2009
Dankrede von Herta Müller
zur Verleihung am 27. September 2009 im Savoytheater Düsseldorf

Herta Müller

LALELE, LALELE, LALELE
oder
DAS LEBEN KÖNNTE SO SCHÖN SEIN WIE NICHTS

Nachdem ich mich geweigert hatte für den Geheimdienst als Spitzel zu arbeiten, wurden die Schikanen unerträglich – man hoffte, daß ich von selbst aus der Fabrik verschwinde, weil ich es nicht mehr aushalte. Es war eine Traktoren-Fabrik, sie hieß Technometal. Jeden Morgen um halb acht mußte ich mich im Büro des Fabrikdirektors präsentieren – von montags bis samstags. Seine erste Frage, die dann alle paar Sätze - ein Dutzend mal - wiederkehrte, war jeden Morgen von montags bis samstags dieselbe:

Hast du eine andere Arbeitsstelle gefunden?

Und ich antwortete ein Dutzend mal von montags bis samstags dasselbe:

Mir gefällt es in der Fabrik, ich möchte bis zur Rente bleiben.

Es war sture Provokation –die Stirn bieten, sagt man. Aber das hört sich so kühn an, wie man nicht sein kann, wenn man ausgeliefert ist. Ich gab mich in der Fabrik den ganzen Tag unbeeindruckt. Aber den Heimweg ging ich mit einer Freundin zu Fuß, weil man in der Straßenbahn nicht unbeobachtet weinen kann. Die Inhalte der Morgengespräche mit dem Direktor waren, außer dieser immergleichen Frage, noch Beleidigungen. Und die änderten sich– zornig waren sie anders formuliert als verächtlich, und drohend anders als mitleidig. Das alles war quälend aber uninteressant.

Interessant war etwas anderes, die Farbe der Hemden, die der Direktor trug. Die Farbe wiederholte sich wie die Tage der Wochen: Montags trug er ein hellgrünes Hemd, dienstags ein hellblaues, mittwochs war es beige, donnerstags orange, freitags rosa, samstags- wir arbeiteten auch samstags, blasslila. Oft, aber nicht immer, arbeiteten wir auch sonntags – dann war das Hemd weiß. Alle Hemden hatten auf der Brusttasche eine schwarze, mit Seidenzwirn gesickte Tulpe, klein wie ein Fingernagel. Ich begann, mir die Hemdfarben zu notieren. Mehrere Wochen blieb die Reihenfolge der Farben genauso unverändert wie die Gespräche. Über die Gespräche hatte es keinen Sinn, sich Gedanken zu machen, sie enthielten nichts außer Selbstherrlichkeit seinerseits und Trotz gegen die Erniedrigung meinerseits. Ein Geheimnis in diesem Potpourri der Tulpenhemden war aber Farbenfolge. Sie warf Fragen auf:

Wie sind die Hemden bei ihm zu Hause sortiert.

Wer tut das und nach welchen Kriterien.

Garnieren die Farben den jeweiligen Tag oder umgekehrt der Tag die Farbe.

Seit wann praktiziert er die Farbenfolge. Seit er Direktor ist oder schon früher.

Wurde die Farbenfolge irgendwann nach psychologischen Kriterien geplant oder hat sie sich aus purem Zufall ergeben, ein Zufall, der sich als übersichtlich oder sogar günstig erwiesen hat.

Gab es außer der irdischen Tendenz des Parteiprogramms in seinem Hirn auch noch eine Transzendenz, einen Aberglauben zum Glückhaben durch die Hemdfarbe.

Alles Fragen, die mir niemand beantworten konnte. Die Tulpenhemden waren gelebter Irrsinn, also praktizierte Literatur. Daher konnte auch nur die Literatur auf diese Fragen antworten. Bestimmt nicht explizit, aber – und das spürte ich beim Lesen, implizit. Daß Bücher die Tulpenhemden gar nicht kannten, und daß ich nicht wußte, warum gerade sie die Fragen beantworteten, machte die Antworten, von denen ich auch nicht wußte, wie sie lauten, nicht ungültig.

Was ich las, waren Texte, die in keinem Schulbuch vorkamen, nicht im Studium der Germanistik, in keiner Bibliothek. Sie waren nicht einmal verboten, weil sie überhaupt nicht existierten. Sie waren teils aus dem Goethe-Institut aus Bukarest, teils auf versteckten Wegen beschafft von den Freunden, den jungen Literaten der „Aktionsgruppe Banat.“ Die waren alle bereits Staatsfeinde, als ich sie kennenlernte. Immer wieder dachte ich: Der Staat verfolgt sie genau für das, was mir an ihnen lieb ist. Sie gaben mir Bücher: Gedichte, Prosa, Theater und Essays. Brecht, Celan, Jandl, Pastior, Fühmann, Solschenizyn, Mandelstam, Achmatova, Brodsky, Daniil Charms, Marieluise Fleißer, Theodor Kramer, Thomas Bernhard, Handke, Jonke und Uwe Johnson – wie es kam. Und Standardwerke über die Mechanismen von Diktatur: das LTI von Klemperer, der SS-Staat von Kogon, von Canetti „Masse und Macht.“

Bei „Masse und Macht“ passierte etwas Sonderbares. Mit der Beobachtung der Macht hatte Canetti die Macht beschrieben. Aber mit der Beobachtung der Masse, nicht die Masse, sondern auch die Macht. Er hatte kein Auge für die im Zwang zusammengetriebene Huldigungsmasse – und eine andere gab es nicht im sozialistischen System. In der Situation, in der ich das Buch las, war seine Masse eine imaginierte. Es war eine sich selbst konstituierende Masse als Protestversammlung. Aber um uns herum gab es in ganz Osteuropa nur die staatlich befohlene Jubelmasse. Canetti hatte sich keinen einzigen Gedanken darüber gemacht, aber sein Buch bewies ohne Absicht, daß ein totalitäres System die Masse pervertiert, ihren einstigen Zweck enteignet und sie zum johlenden Monstrum dressiert hat. Vor jeder Tribüne führte die erzwungene Masse den Diktatoren und Politschranzen Jahrzehnte lang ihre eigene Verleugnung vor. Die Größe der Masse widergab eins zu eins den Größenwahn der Macht. Die Masse war zum Zierrat der Macht degeneriert.

Ich habe im Laufe der Zeit dreierlei gelesen: das vom Schulbuch und Studium Erzwungene, das mir persönlich nichts bedeuten konnte. Schon weil es erzwungen war, wehrte man sich dagegen. Zum Atemschöpfen beschaffte man sich das Nichtvorhandene und das Verbotene. Man hätte, von heute aus gesehen, einen Bogen spannen können von Goethes und Schillers Balladen oder Heinrich Heines Gedichten, einen Bogen zu sich selbst. Aber diese Spanne über die Distanz von hundert Jahren oder mehr braucht Verwandlung. Und für diese braucht es die eigene Disposition, den freien Raum im Kopf. Und den hatte ich nicht. Ich wollte es direkt, Bücher, die der Zeit, in der ich lebe, in die Augen schauen. Nicht explizit und eins zu eins, aber implizit. Ich las aus der Dringlichkeit der Ängste - ein Gemisch zwischen Lebensangst und Todesangst. Der Geheimdienst ging in der Wohnung ein und aus, wenn man nicht zu Hause war. Wenn man es merken sollte, waren Stühle umgestellt. Man aß, und dachte dabei, das Essen könnte vergiftet sein. Wenn spätabends im Treppenhaus der Lift rauschte, horchte man, ob er nicht auf der fünften Etage hält, wo man wohnt. Ob man nicht Schritte vor der Tür hört. Ob sie dich nicht holen, sondern vielleicht doch erst morgen kommen, bei Tageslicht. Und dann ist es nicht so schlimm, dann bist nur zum Verhör bestellt, kannst allein durch den Park zum Verhör gehen, kannst dir auf dem Weg dorthin sogar im Takt der Schritte Gedichte laut in die Angst sagen. Und wenn der Lift gottseidank nicht stehenblieb, konntest du weiter in der Wohnung sein und ein Buch lesen. Und es war ein Lesen von der Hand in den Mund, ich las, als würde ich die Sätze essen –das war Angstfüttern. Wenn man so liest, kriegt man keine Bildung, denn diese baut auf. Bildung ist ein Reservoir, weil sich eines ans nächste knüpft. Mein Lesen war aufgescheucht, ein Durcheinander von Stocken und Fliehen. Wenn ich das nächste Buch las, war das Vorherige im Kopf und im Gemüt schon spurlos aufgezehrt. Ich las aus außerliterarischen Gründen. Während des Lesens wußte ich ein bißchen besser, wie man leben könnte. Aber schon gleich danach nicht mehr. Bei jedem nächsten Buch war ich längst wieder bei null angekommen. Meine Bildung taugt nichts, ist eine Krücke von null zu null. Die Inhalte der Bücher habe ich meist vergessen. Was ich mir gemerkt habe, wenn überhaupt, ist eine Ungeschütztheit vor der Dichte eines Textes, die anders als in Worten mit mir spricht. Ich hab auch nicht gelernt, wie das Leben geht, noch wie das Lesen geht, noch wie das Schreiben geht. In meinem Fall könnte man statt LESEN immer LEBEN sagen, es ändert sich sowieso nur ein Buchstabe. Sowie vom SCHREIEN zum SCHREIBEN nur einer dazu kommt.

Im Schulbuch war die Loreley von Heinrich Heine. Der Rhein und seine Felsennixe waren sehr weit weg von mir. Und über das Vertrackte im Leben des Juden Heine kein Wort, denn da hätte es ja um Antisemitismus und Exil gehen müssen. Und davon gab es in Rumänien mehr als genug. Außerdem hätte das unausweichlich den Bogen zu der Geschichtsfälschung Rumäniens geschlagen, zum ehemals faschistischen mit Nazideutschland verbündeten Staat, mit seinen Ghettos, Pogromen und dem KZ Transnistrien, das unter rumänischer Leitung stand. Und Exil war sowieso ein für den Unterricht undenkbares Wort, waren doch tausende Rumänen, auch immer mehr Schriftsteller im Exil. Und es hätte in der Loreley auch um Flucht gehen können. Aber es ging nur ums mechanische Abspulen und taktische Ausweichen.

Wenn ich das Gedicht heute lese, ist es die Klage über einen Fluchttoten. Der Rhein ist die Donau, das blitzende Geschmeide der Jungfer die Verlockung zur Flucht. Fliehen, nur Fliehen – egal was passiert. Die meisten bezahlten den Fluchtversuch mit dem Leben. Der Schiffer ist ein Fliehender auf der Donau im „Abendsonnenschein.“ Aber auf der Donau wurden die Fliehenden auch im Abendsonnenschein, auch in der Nacht mit Schiff-

fen gejagt und im Scheinwerferlicht mit dem „goldenen Kamme“ der Schiffsschrauben zerstückelt. Und an den grünen Grenzen wurden sie erschossen und von Hunden zerrissen. Die Loreley ist auf Rumänisch ein randloser anonymer Friedhof. Bis heute gibt es keine Statistik über die Zahl der Fluchttoten, nicht einmal eine Diskussion über dieses Thema.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das geht mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singt ein Lied dabey;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodey.

Den Schiffer, im kleinen Schiffe,
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh`.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Loreley getan.

Und zur Loreley als Klagelied über die Fluchttoten passen dann wieder in der Drehung der Erinnerung die Tulpenhemden des Direktors. Man nimmt sich nur die Tulpen – die heißen auf rumänisch LALELE, ein lallendes Wort. Mit dem Wort LALELE konnten wir im Freundeskreis wochenlang Schabernack treiben, die Fallhöhe des Wortes ausprobieren, die Angst in den Spott katapultieren. So ein Wort wie LALELE eignet sich, wenn man es nötig hat, eben für Gegensätzliches. Dreimal nacheinander gesagt klingt es schon wie eine Totenklage. Es gab einen rumänischen Schlager:

Lalele, lalele, lalele

Frumoasele mele lalele.

Wenn man kein Rumänisch versteht, könnte es von Oskar Pastior sein. Aber es bedeutet schlicht und einfach: Tulpen, Tulpen Tulpen/ meine schönen Tulpen. Auf Deutsch ist der Klage-ton futsch. Tulpen klingt eher wie SCHULDEN. Und das hat dann schon wieder mit Geld zu tun, das man bräuchte und nicht hat. Und SCHULDEN ist nicht der Plural von SCHULD, es gibt gar keinen Plural.

An einem Nachmittag, als Roland Kirsch, der Freund, der zwei Jahre danach erhängt in seiner Wohnung gefunden wurde, an einem Nachmittag also, kam Roland Kirsch, der Ingenieur in einem Schlachthaus war, der nur zwei Minuten weit von mir wohnte, an einem Nachmittag kurz vor meiner Ausreise kam also Roland Kirsch, wie so oft, bevor er in seine Wohnung ging, zu mir, um den Ekel vor dem vielen Schlachtblut ein bißchen wegzudrängen. Wir tranken Kaffee und er rührte mit dem Löffelchen den Zucker um und sagte: „Lalele, lalele, lalele, das Leben könnte so schön sein wie nichts.“ Ich fragte: „So schön wie nichts anderes?“ Er wiederholte: „Wie nichts.“